

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 7-8

Artikel: Kreuz und quer im Welschland
Autor: Blocher, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
5 Franken, mit Beilage 7 Franken.

Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küssnacht
(Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küssnacht (Zürich).

Beiträge zum Inhalt sind willkommen.

Versandstelle: Küssnacht (Zürich). Druck: E. Flück & Cie., Bern.

Kreuz und quer im Welschland.

Die welsche Schweiz, die amtlich mit der Stadt Freiburg beginnt, ist genau genommen, d. h. nach dem Stand ihrer Einwohnerchaft, ein recht gemischtsprachiges Land, das nur amtlich und geschäftlich als rein französisches Sprachgebiet behandelt wird, ungefähr umgekehrt wie die deutsche Schweiz. Diese ist, nach dem Stand ihrer Bevölkerung, bedeutend weniger gemischt, wird jedoch amtlich und geschäftlich weitgehend wie ein mehrsprachiges Gebiet behandelt *). Man kann in Zürich tagelang — wenn man sich nicht gerade an die Bahnhofstrasse und andere Treffpunkte internationalen Treibens begibt — umhergehen, ohne ein Wort französisch zu hören (italienisch freilich eher!), und doch findet man überall, von der Hauptpost bis zu manchmal wenig wichtigen Geschäftsräumen, fremdsprachige Auffchriften. In Lausanne ist alles rein französisch angeschrieben, aber man wird kaum einige Stunden umhergehen können, ohne daß man schweizerdeutsch sprechen hört. Man könnte sagen: Die ganze französische Schweiz ist eigentlich so etwas wie ein gemischter Grenzgürtel, der sich zwischen Frankreich und das deutsche Mitteleuropa schiebt, wobei jedoch ein stillschweigendes (und doch so beredtes!) Übereinkommen aller feststeht, daß die Sprache der Einwandernten nicht im öffentlichen Leben Fuß fassen dürfe. Wäre man darin nicht einig, so könnte unser Welschland seinen Sprachenkampf haben so gut wie Oberschlesien oder Flandern. Dem Reisenden fällt die Sprachmischung am meisten auf, weil ihm deutsche Schweizer gerade da zahlreich begegnen, wo er am meisten verkehrt: im Gastwirtschaftsgewerbe. In Genf höre ich sogleich beim Verlassen des Schiffes den Mann, der die für mich wichtige Auffchrift auf der Mütze trägt, seinen Nebenmann vom selben Gewerbe auf berndeutsch necken; selbstverständlich

*) Die 3 Kantone Waadt, Neuenburg, Genf zählen 68,818 deutsche Einwohner = 11 %, Welschfreiburg 12 %, Welschbern sogar über 18 %, nur das abgelegene Bergland des Unterwallis (5 % Deutsche) scheidet hier aus. Augensässiger sind die Zahlen einzelner, meist der größeren, Ortschaften: Leyzin und Willisburg (Avenches) sind zu mehr als $\frac{1}{4}$ deutsch besiedelt, Montreux zu $\frac{1}{5}$, Vidy zu 15 %, Lausanne zu 13 %. In Neuenburg (Stadt) und Colombier reicht es auch fast zu $\frac{1}{5}$, Freiburg (Stadt) ist zu mehr als $\frac{1}{5}$ deutsch, Stäffis am See (Estavayer) zu $\frac{1}{5}$. Im Berner Jura haben wir (außer einigen richtigen kleinen Sprachinseln) eine lange Reihe von Gemeinden mit 23, 24, 25, 28, 30, ja 38 und 41 % deutschen Einwohnern. Dazu kommt die Tatsache, daß in der ganzen welschen Schweiz nur ganz kleine und abgelegene Gemeinden ganz ohne einen deutschen Bewohner sind. Daher das waadtländische Sprichwort: Dornen, Disteln und Deutsche findet man überall (Glossaire des Patois de la Suisse romande I, 281).

lich bitte ich ihn nun auf deutsch, sich meines Gepäckes anzunehmen, und im Gasthause selbst unterhalten sich bei meiner Ankunft der Schalterbeamte und ein Reisender auf hochdeutsch, so daß ich auch hier mein Anliegen bei dem freundlichen Mann, einem Mitteldeutschen, auf deutsch anbringen kann, — sehr zu meinem Vergnügen, denn ich reise nicht, um zu „profitieren“, d. h. um bei Kellnern und Schuhputzern solothurnische oder württembergische Gallizismen zu lernen. Die folgenden Tage bringen mich mit acht weiteren Angestellten des Gasthauses zusammen; einer davon erwies sich als ein Welscher, der willig und mühselos deutsch Bescheid geben kann, die übrigen sind Deutschschweizer. Acht Tage später erlebe ich daselbe in Sitten: die ganze Bedienung spricht nur mit Gästen französisch. Freilich machen alle diese Leute den Eindruck, als ob sie lieber französisch angeredet würden. Vielleicht weil ihnen doch die unentbehrlichen Redensarten ihres Dienstes auf französisch beigebracht wurden und deshalb geläufiger sind als die deutschen Formeln, vielleicht auch, weil sie Opfer gebracht haben, um bei einem Welschlandaufenthalt „die“ Sprache zu lernen, und nun jedesmal enttäuscht sind, wenn schon wieder jemand deutsch mit ihnen spricht, so daß sie „ja doch nichts lernen“.

Am sonderbarsten ging es mir in Nyon — Neuhäuser sagten die Berner vor Zeiten — in einer Speisewirtschaft. Der dienstbare Geist ergriff beim dritten Saze, den ich französisch an ihn richtete, bestürzt die Flucht, um sich am Schenktisch einen Dolmetsch zu holen. Ich rief ihn zurück: „Blibed Si nu da, mir verständ enand scho“, womit der Thurgauerin geholfen war. Nachher bemerkte ich, daß auch die andern Mädchen deutsche waren und daß auch von den fünfzehn Gästen, etwa 20 jüngern Arbeitern, nicht ein einziger französisch sprach. Aehnlich später in einem Wirtsgarten desselben Ortes: Tischnachbar und Kellnerin gaben mir geläufig französisch Antwort, sprachen aber nachher unter sich deutsch. Selbstverständlich: diese beiden Häuser lassen weder außen noch innen durch irgend ein aufgemaltes Wort ahnen, daß „Man spricht deutsch.“

Das Französisch dieser Eingewanderten nötigt dem aufmerksamen Hörer nicht gerade Hochachtung ab. Es sind Sprachkrüppel, die meist an der eigenen Sprache Schaden gelitten haben, ehe sie die fremde von fern richtig sprechen können; von ihnen gilt, daß sie tatsächlich „keine Sprache recht können“. Eine Frau, die seit 40 Jahren in Genf mit einem Welschen verheiratet ist, lehnte es bei meinem Besuch mit einem aufgeregten Schrei ab, deutsch mit mir zu sprechen, als ich sie ohne Arg so anredete, wie wir es als Kinder getan hatten, und erzählte ihrem nachher hinzuge-

kommenden Mann halb empört, halb belustigt als Sonder-
 harkeit, ich hätte patois mit ihr sprechen wollen. Aber
 diese Frau bringt nur selten einen ganzen französischen
 Satz ohne Fehler heraus, und zwar Fehler des ersten fran-
 zösischen Unterrichtsjahres: le und la gehen bunt durch-
 einander, Subjonctif unbekannt ... Dieselbe Beobachtung
 mache ich an einer ebenfalls seit über 40 Jahren im
 Welschland wohnenden Großmutter: mit mir spricht sie
 ein hübsches, aber von oui und non durchsetztes Berner-
 oberländisch, dazwischen mit Kindern und Enkeln ein er-
 barmungswürdiges Französisch voller ganz grober Fehler.
 Nebenher besorgen diese Einwanderer, weil ihre Zahl sehr
 groß ist, noch die Verderbnis des Französischen ihrer wel-
 schen Umgebung, und man kann den Alerger welscher
 Literaturprofessoren über bilinguisme und Sprachverhun-
 zung ein wenig begreifen. Durch das Deutsche sind
 eigentliche Fehler wie attendre sur quelqu'un in der wel-
 schen Schweiz heimisch geworden, vor allem aber Re-
 dentsarten, die, ohne gerade fehlerhaft zu sein, eben doch
 nicht echt französisch sind, z. B. aller au lit, statt aller
 se coucher.

Erfreulich war es mir, an berufener Stelle zu hören,
 daß in Genf der Eifer zur Erlernung des Deutschen nicht
 geringer sei als vor dem Kriege; auch heute noch wird
 in der Volksschule etwas Deutsch gelernt, und die Politik
 der letzten 15 Jahre hat kaum den guten Willen dazu
 herabgesetzt. Bedenkt man die Lage Genfs und seine Be-
 deutung als Stätte der französischen Gesittung, so wird
 einem doch deutlich, wie sehr die Schweiz als Bundesstaat
 dazu beiträgt, über die Sprachgrenze hinüber bis tief in
 romantisches Kulturgebiet Kenntnis und wohl auch Ver-
 ständnis deutschen Wesens zu verbreiten. Wir wissen ja
 gut genug, daß das Umgekehrte erst recht stattfindet, dürfen
 aber nicht übersehen, daß da ein gewisses Maß von
 Gegenseitigkeit vorhanden ist. Und zwar ist es die Eid-
 genossenschaft, die das Deutsche nach Genf bringt: man
 denke sich Genf vom Schweizerbund, der Ligue Suisse
 des Hautes Allemagnes, abgelöst, und die deutsche
 Sprache fände dort gar keine Pflege mehr.

Kleinigkeiten, die den französisch fühlenden unter
 den Waadtländern (etwa den Leuten um Alfred Lombard
 und überhaupt der Rundschau der Gazette de Lausanne) unangenehm in die Augen stechen mögen, weisen darauf
 hin, daß es überall die Eidgenossenschaft ist, die Spuren
 vom deutschen Sprachleben in die welsche Schweiz bringt.
 Der Genfer, der sein Gepäck am Bahnhof zum Aufbewah-
 ren abgibt, bekommt dafür einen für alle Stationen der
 S. B. B. gleichlautenden dreisprachigen Empfangschein, auf
 dem das Deutsche oben ansteht, und mitten unter den gänz-
 lich französischen Anschlagzetteln an der Straßenecke liest er
 groß „Aufgebot zu den Wiederholungskursen“, darunter
 dann freilich auch Mise sur pied und Chiamata ..., wie
 wir es bei uns in jedem Dorfe sehen. Dicht neben dem
 Zollposten, den Herr Poincaré ein bißchen widerrechtlich
 an die Genfer Grenze vorgeschoben hat, — denn hier sind
 wir in der völkerrechtlich noch nicht beseitigten savoischen
 Freizone — kann der papageiartig uniformierte Fran-
 zösisch, falls er sich langweilt, Leseübungen machen und Be-
 trachtungen anstellen über das Wort „Zoll“, unter dem
 ihm die Eidgenossenschaft, artig wie immer, die Ueber-
 setzung Douane gibt: er steht eben an der Grenze eines
 Landes, wo Französisch sehr geschägt ist, munter geplau-
 dert und eifrig gepflegt wird und jedes Recht genießt, aber
 als Sprache einer Minderheit sich mit dem zweiten Platz
 begnügen muß. Rührend gibt Helvetia sich Mühe, in
 allem gerecht zu sein. Nur daß sie mit ihren eigenen Kreis-

direktionen zu ringen hat, um ihren Willen durchzusetzen.
 Z. B. hat die zu einem Viertel oder Drittel deutsche
 Sprachgrenzstadt Freiburg auf ihrem Bahnhof nur wenige
 mehrsprachige Aufschriften bekommen, während doch in
 dem ganz deutschen Basel der Bahnhof durchweg zweis-
 sprachig beschrieben ist. Zäh wehrt sich Lausanne für die
 Schreibung Brigue im Bahndienst. Die Züge fahren jetzt
 wieder von Basel nach Brigue (selbst am Postdienstwagen
 steht es sol), nachdem die eidgen. Verwaltung die Schrei-
 bung Brig scheinbar durchgesetzt hatte. Der sehr schöne
 Lausanner Bahnhof kennt natürlich auch keine deutschen
 Aufschriften; in Zürich haben wir doch wenigstens Sortie
 und Uscita und einiges andere als Beweis eidgenössi-
 scher Gutmütigkeit.

Sehr schön könnte man den Sprachenfrieden der Eid-
 genossenschaft einem Fremden vorführen, indem man ihn
 in den Palast führt, wo das Bundesgericht amtet. Hier
 ist eine mehrsprachige eidgenössische Insel in dem welschen
 Lausanne, und jeder Eidgenosse hat die Gewähr, daß er
 durchaus gleich behandelt wird wie jeder andere. Die
 Hausangestellten geben jedem Eintretenden Bescheid in der
 Sprache, in der man sie anredet; die 26 Richter stammen
 bekanntlich aus den verschiedensten Teilen der Schweiz
(sollen es auch nach Art. 107 der Bundesverfassung, der
 ausdrücklich sagt: bei ihrer Wahl soll darauf Bedacht ge-
 nommen werden, daß alle drei Nationalitätsprachen vertreten
 seien) und sprechen in den Sitzungen jeder in seiner
 Sprache; die Sprache der Akten, Protokolle und Urteile,
 die Reden der Anwälte, alles richtet sich ohne Zwang oder
 Zwangerei, ohne Benachteiligung oder Herausforderung,
 nach den Bedürfnissen und Wünschen der Beteiligten.
 Wir dürfen stolz sein auf diese vorbildliche Einrichtung,
 die dem Schweizer unbedingte Sicherheit vor jeder Be-
 nachteiligung in Sprach- und Nationalitätenangele-
 holenheiten bietet. Hier sollten alle obersten Gerichtshöfe und
 alle Minister der sämtlichen europäischen Staaten einen
 Besuch von acht Tagen machen.

Es sieht überhaupt nicht darnach aus, als ob wir
 Schweizer uns so bald wegen unserer verschiedenen Spra-
 chen in die Haare geraten würden. Nicht als Streitgegen-
 stand für sich, sondern als Trägerin andersartiger Ge-
 danken und Lebensanschauungen könnte die Sprache uns
 Schweizer in feindliche Lager trennen; wenn jemals
 Deutsch und Welsch ernstlich in Widerstreit geraten, so
 wird es auf dem Gebiete sozialpolitischer Fragen sein.
 Unsere deutschschweizerische Stellungnahme zur Arbeiter-
 frage, zu den sozialen Pflichten und Rechten, wird von
 der großen Mehrheit im Welschland nicht verstanden.
 Ueber das, was der Staat, die Gesamtheit und die Wohl-
 habenden den ums tägliche Brot ringenden und den ans
 Licht emporstrebenden Massen schuldig sind, denkt man
 in der deutschen und in der welschen Schweiz verschieden.
 Hier ist der Scheideweg. Aber ich darf hier nicht über diese
 Andeutung hinausgehen.

Eduard Blocher.

Wortwassersucht.

Mit diesem malerischen Ausdruck bezeichnet Engel
 das, was man sonst Pleonasmus nennen zu müssen
 glaubt. Natürlich eignet sich das Wort nicht als Fachaus-
 druck; dazu ist es wie die Wörter Ueberfülle, Wortsüber-
 fluß, Wortsäufung schon zu allgemein. Besser sind da Engels
 „Zweimalssageret“ und „Doppelschreiberei“, weil sie
 die Sache genau bezeichnen, in der Endung ein berechtig-
 tes Werturteil enthalten und leicht verständlich sind. Ge-
 meint ist die Verbindung zweier Ausdrücke, von denen